

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Wendelin, Th. A.: Der Kannickel. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

vor wenigen Tagen bei einem nächtlichen Streit der Sohn des Kronenwirts an der linken Schläfe beigebrochen hatte. Neben ihm lag der heruntergerissene Verband. —

Es ist nicht leicht, das Herz eines Menschen zu kennen. Das des Giegl Brannasser muß doch ein gutes gewesen und im Grunde auch geblieben sein. Manche zweifeln zwar daran, schütteln den Kopf und begreifen nicht, wie er dann seiner alten Mutter so was hat antun können.



Der Hannickel.

Erzählung von Th. A. Wendelin.

Aus der weit offenen Türe der stattlichen Dorfkirche quillt Orgelklang, Kerzenschein und noch etwas anderes, Unnennbares, ein Hauch von Feierlichkeit.

Es ist doch ein eigen Ding um die Silvester-

glocken. So mancher, der sich sonst die Kirche nur von außen ansieht, folgt ihrem Ruf.

Immer neue Scharen eilen die Stufen hinan. Die Frauen haben weit offene glänzende Augen, die Männer schreiten ernst und still und sehen nicht links und nicht rechts. Sie schämen sich, die weisfremde Regung zu zeigen, die langsam auch in ihren Augen aufglänzt.

Wohl denen, die in solcher Stunde ein Kinderhändchen warm und fest in ihrer Hand halten und gerührt in staunende gläubige Kinderaugen sehen, darin der Lichtglanz sich spiegelt.

Bis zu den Kleintren werden die Kinder heute mitgenommen, fast bis zu den Allerkleinsten in der Wiege, die ein altes Mütterchen, dem das Kirchengen schon zu schwer wird, hütet.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ So mächtig setzte der hundertstimmige Lobgesang ein daß es dem alten Hannickel (Johannes Nikolaus), der unten auf der Straße vorbeizog, in die halbtäubens Ohren klang und ihn zum Aufschauen bewegte. Und wie er seine blöden alten Augen zu den schimmernden Lichtlein erhob, die so geheimnisvoll aus dem Halbdunkel der Kirche herausgrüßten, kam etwas Eigenes über ihn, darüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermocht hätte, ein Gefühl der Sehnsucht, wie er es lange nicht mehr gekannt. Der stummende Kerzenschein zog ihn unwiderstehlich an. Wie er ging und stand, humpelte er an seinem Stock die Stufen hinan und trat als letzter in die überfüllte Kirche.

Mühsam schaffte der Kirchendiener ihm noch einen Platz auf der Treppe zur Empore. Und da saß er nun, die alte Mütze in den auf den Knien gefalteten Händen, mit offenem, schwer atmendem Munde und schaute mit seinen blöden, rotgeränderten Augen in den traulichen Lichtschein.

Er hörte nicht, was die Leute sangen, und hörte nicht, was der Pfarrer sagte. Er dachte nichts, und sah und fühlte nichts mit Bewußtsein, er betete auch nicht. Er war so alt und unfähig geworden, seine Seele schien verdorrt wie sein alter Körper. Und nun saß er zum ersten Male nach langer Zeit da unter den Hunderten, die heute ihrem Gott näher zu kommen suchten in Hoffen und Sehnen, und seine arme Seele suchte ihn auch, suchte den Grundton, auf den auch sie abgestimmt war, ängstlich und sehrend, wie ein verirrttes Kind den Heimweg sucht.

Es löste sich etwas in ihm, wie wenn eine große Last von ihm abfiel. Licht und Wärme des großen Raumes wirkten auf ihn wie etwas Kostliches, Langentbehrtes. Wie eine weiche, wohlige Flut war es um ihn her, und die Stimmen schienen ihm von weit, weit her zu kommen. Wunderbar wohl war ihm.

Gerade als ihm das zum Bewußtsein kommen wollte, kam es ihm auch, daß es ein Ende haben mußte. Schon rüstete die Gemeinde sich zum Aufbruch. Da erhob er sich schwerfällig und ging, der allererste, still dem Ausgang zu. Und die jungen Burschen, zwischen denen er gesessen hatte, lächelten hinter ihm her, wie sie die ganze Zeit her ein wenig



Da saß er, die alte Mütze in den gefalteten Händen.

gelächelt hatten über den fast neunzigjährigen, der da in seinem Werktagskleid in die Kirche kam, nicht hören nicht singen und nicht beten konnte, der nur immerfort mit ausdruckslosen Augen ins Licht starrte und mit dem weißen Kopfe wackelte.

Der Hannickel schlich die Treppen hinunter und nach Hause. In ihm war eine große Unruhe und Traurigkeit. Er sehnte sich unbeschreiblich nach irgend etwas, das ihm wohlthaten möchte.

Es war bitter kalt auf der Straße. Und wie er, nach Hause gekommen, in sein armseliges, kahles

gelächelt hatten über den fast neunzigjährigen, der da in seinem Werktagskleid in die Kirche kam, nicht hören nicht singen und nicht beten konnte, der nur immerfort mit ausdruckslosen Augen ins Licht starrte und mit dem weißen Kopfe wackelte. Der Hannickel schlich die Treppen

Stübchen trat, meinte er plötzlich zu wissen, nach was er sich so bitter sehnte. All die lange Zeit her, nicht erst heute. Heute war es ihm nur zum erstenmal so recht zum Bewußtsein gekommen, daß ihm die Wärme fehlte. Die wundervolle Wärme in der Kirche vorhin hatte es ihm zum Bewußtsein gebracht.

Der Hannickel setzte sich auf den Stuhl, der hübsch ordentlich vor seinem Bette stand und sah nach dem kaltgewordenen Deschen hinüber.

Sauber und aufgeräumt war sein Stübchen immer. Man konnte es der ehrjamen Witwe Annakatharina Weber nicht nachsagen, daß sie nicht ordentlich georgt hätte für ihren alten Pflegebefohlenen. Alles, was sie unter „ordentlich“ verstand, tat sie aufs Pünktchen. Und genau soviel, als ihr die Armentasse bezahlte. Noch mehr zu tun, wäre in ihren Augen lächerlich gewesen. Denn sie selber hatte nichts zuzusehen und mußte sich herumsun, wenn sie für ihre alten Tage einen Notpfennig behalten wollte.

Und was die Armentasse zahlte, das reichte eben dazu, dem Hannickel alle Tage ein wenig Feuer zu machen, ihm sein Essen zu kochen und seine Kleidung notdürftig zusammenzuhalten.

Mit dem Essen war der Hannickel immer zufrieden. Sein Nahrungsbedürfnis war nicht mehr groß, und es machte ihm wenig aus, wenn die Mahlzeit manchmal mehr als einfach war. Seine Kleidung war ihm auch, sehr im Gegensatz zu früher, schon lange gleichgültig geworden. Aber der Ofen, ja das war ein steter, stiller, aber erbitterter Kampf zwischen dem Hannickel und der Annakathrin. Um jeden Kohlenbrocken, um jedes Stückchen Holz konnte sie schmälern. Und seitdem der Hannickel einmal, derzeit sie bei der Nachbarin ein kleines Schwäzchen gemacht hatte, den ganzen, schon für den nächsten Tag beigeholten Kohlenvorrat auf einmal in den Ofen gestopft hatte, daß sie ihn bei ihrer Nachhausekunft rothglühend vorfand, wachte sie sorgsam darüber, daß so etwas nicht wieder vorkommen konnte, hielt die ihm zugemessenen Feuerungsvorräte hinter Schloß und Riegel und gab nur soviel heraus, als er nach ihrer Berechnung für den Tag brauchte. Des Morgens um neun Uhr machte sie ihm Feuer und gegen Abend, wenn es dunkel wurde, ließ sie es ausgehen. In der Zwischenszeit war es dann in der kleinen Stube so warm, daß Leute, die nie zu frieren brauchen, es ganz wohltemperiert gefunden hätten. Wenn's dem Hannickel nicht warm genug war, konnte er sich ja ins Bett legen, er war ja doch zu keiner Arbeit mehr zu brauchen.

Dem armen, alten Hannickel aber war immer kalt, immer kalt. Er hatte in der letzten Zeit nur noch den einen Wunsch, das eine Verlangen, einmal so recht nach Herzenslust einheizen zu dürfen. Und wie er jetzt in seinem kalten, kahlen Stübchen saß, wurde diese Sehnsucht so lebendig und übermächtig in ihm wie nie zuvor.

Wenn es so warm wäre und so hell wie vorhin in der Kirche! Und er läge in seinem Bett, ganz

behaglich, und freute sich über den Flackerschein, der an den grauen Wänden hinglitt! Holz müßte im Ofen sein, das brennt viel schöner als Kohlen und Torf.

Hannickel saß unbeweglich auf seinem Stuhl. In seinem Gesicht, das die Ausdrucksfähigkeit verloren hatte, bewegte sich nichts. Aber er dachte und dachte. Und langsam reifte in ihm ein großer Entschluß.

Er mußte ihn nur ausführen, ehe die Annakathrin heimkam, die ihn wohl schon im Bett glaubte und nach der Kirche noch zu ihrer Schwester gegangen war zu Besuch. Die würde gucken, wenn sie heimkam! Gucken und schelten!

Das tat nichts. Der Hannickel zog ein wenig den krummen Rücken ein im Gedanken an die dauerhafte Straßpredigt, die morgen seiner hartete. Aber in seinen blöden Augen glomm ordentlich etwas wie Freude darüber.

Einmal warm haben, ganz warm, das war so schön, das war ein tagelanges Gejohletwerden wert. Und noch dazu heute, wo ihn doppelt fror, innen und außen fror. Heute, wo ihm so eine Ahnung im vertrockneten Gemüt saß von einer andern Wärme, die er auch und noch viel länger schon entbehrte.

Der Hannickel stand auf und zündete sein Delämpchen an. Der Mondschein reichte doch nicht aus zu seinem Werke. Den wackeligen alten Tisch zog er aus seiner Ecke hervor und betrachtete ihn prüfend. Er war wirklich nicht mehr viel wert. Die Annakathrin rückte ihn immer mit seiner schadhaftesten Seite an die Wand, damit man seine Gebrechen nicht so sah. Er hatte ihn oft geärgert, wenn er nicht feststand auf seinen ungleichen Beinen, wenn er insolgedessen die Suppe verschüttete beim Essen und die Annakathrin über die Flecken schalt. Vielleicht war auch der schlechte, unebene Boden schuld, nicht der Tisch. Der Hannickel hatte aber einmal längst einen Horn gegen den Tisch. Und er machte sich gar nichts daraus, daß er künftig lieber gar keinen mehr haben sollte. Sein Suppenschüsselchen mochte auf dem Boden stehen, oder wo es wollte.

Warm wollte er haben und dazu taugte der alte Tisch.

Es würde reichen, es würde ein wunderschönes Feuerchen geben. Es würde prasseln und flackern, daß es eine Lust wäre, zuzusehen! Er würde sich recht nahe an den Ofen setzen, bis ihm ganz, ganz warm war. Dann würde er in sein Bett trieden und die köstliche Wärme würde noch eine ganze Weile vorhalten, bis er einschlief.

Ja, es würde reichen! Nur eine Art mußte er sich beschaffen, um ihn kleinzutreiben den Tisch. Eine Art, ein Beil, irgendein Werkzeug.

Wenn er in den Keller ging auf die Suche? Mit einem Beil pflegte die Annakathrin die groben Kohlenstücke kleinzuschlagen. Und eine Art hatte sie auch, er hatte ihr schon selber Holz damit kleingemacht. Wenn sie nur nicht wieder alles zugeperret hatte!

Der Hannickel ging in den Keller. Der Veranschlag, in dem sie seine Kohlen aufbewahrte, war richtig

verschlossen. Aber der andere Raum, den die Annakathrin allein innehatte, war offen. Und sieh', da lehnte die Art an der Wand. Der Hannickel nahm sie an sich und sah sich langsam um. Da gewahrte er ein Körbchen mit wunderschönen, rotbackigen Äpfeln, und unwillkürlich streckte er die Hand aus und nahm zwei der schönsten an sich.

Der Hannickel wollte sie nicht essen. Er hatte ja keine Zähne mehr und seine Hände waren viel zu ungeschickt und zitterig geworden, als daß sie Äpfel hätten schälen können. Nein, er wollte sie nicht essen und darum kam er auch gar nicht auf den Gedanken, daß er sich an fremdem Eigentum vergriff. Nur ansehen wollte er sie. Er würde sie vielleicht nachher wieder heruntertragen, daß die Annakathrin nichts davon merkte. Es war ihm plötzlich eine Erinnerung aus seiner Kindheit aufgedämmert, da gehörten die rotwangigen Äpfel dazu.

Seine Mutter war auch arm gewesen und hatte, da der Vater gestorben war, kümmerlich genug sich und ihr Bübchen durchgebracht. Aber nach Weihnachten, in der stillen Zeit, da sie wenig Arbeit fand, hatte sie oft mit ihrem kleinen Hannickel im halbdunkeln Stübchen vor dem Ofen geessen, in dem ein lustiges Feuerchen brannte und auf dessen Platte ein paar Äpfel schmorten und dufteten. Zu einem warmen Stübchen hatte es immer gereicht. Und schön war es gewesen, wenn die Mutter das Bübchen an sich zog und sagte: „Paß auf, jetzt ist dein Apfel gut, heute ist er noch viel besser als gestern.“

Die Äpfel stammten von dem alten Baume hinter dem Häuschen auf dem Wiesenflecken, wo der Hannickel, als er ein bißchen größer war, die Ziege hütete. Es war ein braver Baum. Aber einmal kam es doch vor, daß er nicht einen einzigen Apfel trug. Darüber war das Hannickelchen sehr betrübt. Aber sieh' da, als es am Weihnachtsmorgen dieses Jahres erwachte, stand ein kleines Tannenbäumchen auf dem Tisch, das hing ganz voll rotbackiger Äpfelchen.

Der Hannickel hatte lange, lange nicht mehr daran gedacht. Jetzt kam auf einmal etwas wie Heimweh über ihn, eine große Traurigkeit. Fast vergaß er, was er da im Keller gewollt hatte. Da fiel sein Blick auf die Art in seiner Hand, und sein Entschluß wurde wieder klar und fest. Die Art in der einen, die zwei Äpfel in der andern Hand, humpelte er

in sein Stübchen zurück und wollte sich hastig ans Werk machen.

Wie er aber die Art hob, um dem alten Tisch den Garaus zu machen, kamen ihm plötzlich Bedenken.

Was würde „Sie“ — damit meinte er die Annakathrin — dazu sagen? Der Tisch war ihr Eigentum. Sie würde ein Geschrei darum machen und ihn verklagen vor allen Leuten. Und das morgen, an seinem schönsten Tag im Jahr, an dem einzigen Tage, auf den er sich manchmal noch ein bißchen gestreut hatte.

Am Neujahrsmorgen pflegte der Hannickel nämlich schon seit einer Reihe von Jahren eine Gratulationstour durchs ganze Ort zu machen. Mit wohlgeheften Worten

wünschte er allen, die er heimsuchte, Gesundheit, langes Leben und andere schöne Dinge, und die guten Wünsche pflegten mit greisbaren Sachen erwidert zu werden. Wenn er sich nun an dem alten Tisch der Annakathrin vergriff — ihr Eigentum war er nun einmal, daran ließ sich nichts machen — so würde er sich morgen überall genieren. Denn er war immer ein ehrlicher Kerl gewesen und hatte sich nie über fremdes Eigentum hergemacht. Es fiel ihm schon schwer genug, sich von den Leuten etwas schenken zu lassen. Aber was wollte er machen, wenn er nicht ganz und gar von Frau Annakathrins „Ordentlichkeit“ abhängen und auch einmal einen Pfennig in der Tasche haben wollte, davon sie nichts wußte? Die Gemeinde war wohlhabend und ließ sich nicht nachsagen, daß

sie ihre Armen verhungern lasse. Aber sie gab eben nur das wirklich Notdürftige. Und da der Hannickel sich nichts mehr durch Arbeiten verdienen konnte, so blieb ihm als besondere Einnahmequelle nur der Neujahrstag.

Ordentlich feierlich pflegte er sich zu seinem Umgang zurechtzumachen.

Er redete sich ein, daß er ja nur den Leuten, die ihn erhielten, pflichtschuldigst seinen Dank erweise, indem er ihnen die allerbesten Wünsche aussagte. Und hernach fand er, daß seine allerbesten Glückwünsche die kleinen Geschenke, die sie ihm dafür gaben, wert seien. Gering genug fielen sie ja meist aus, aber es kam doch etwas zusammen, daran der Hannickel wochenlang seine Freude haben konnte. Da eine



Unwillkürlich streckte er die Hand aus und nahm zwei der schönsten Äpfel an sich

Wurst, da eine Flasche Apfelwein, hie und da sogar ein Geldstück, wie es sich sonst das ganze Jahr nicht in seinem Besitz befand.

An all das dachte Hannickel und ließ mutlos seine Art sinken. Nein, er mußte sich nicht an Annakathrins Sachen vergreifen.

Da fiel sein Blick auf den Schusterstuhl in der Ecke. Ja, der war sein eigenstes Eigentum. Er war oft genug aufgezogen worden mit diesem einzigen Mobiliarstück. Ja, das mußte herhalten, er brauchte es doch nicht mehr. Er konnte keine Schuhe mehr flicken, seine Hände waren zu steif und zitterig geworden.

Und nun hob der Hannickel die Art. Krach, krach! Da mochte die Annakathrin jetzt schelten. Krach, krach! Ihm würde es nichts ausmachen. Es wurde ihm schon jetzt fast warm vor Anstrengung und vor Freude auf sein warmes Stübchen und auf der Annakathrin hilf- und nutzloses Schelten.

Bald hatte er den Stuhl in ein Häuflein Splitter und Späne verwandelt und machte sich nun daran, das Feuer anzuzünden. Aber sei es nun, daß seine steifen Finger zu ungeschickt oder daß die Streichhölzer feucht waren, es wollte ihm nicht glücken. Und allmählich kam er in Hast, weil er der Annakathrin Stimme auf der Straße zu hören meinte.

Jetzt endlich brannte das Holz. Hastig stopfte er nach, soviel in den Ofen hineinging, und hatte die Freude, es hell und lustig aufzublitzern zu sehen. Es verzehrte sich nur gar zu schnell, das schöne, trockene Holz.

Wenn das Bett näher am Ofen stünde, daß es einmal so recht durchwärmt würde! Der Hannickel zerrte mühsam sein Deckbett herunter und breitete es neben den Ofen auf dem Boden hin. Dann wollte er eine neue Holzladung in den Ofen stecken. Dabei fiel ihm aber ein brennendes Scheit heraus, gerade neben das Federbett. Und im Nu, ehe der Hannickel es nur gemerkt hatte, fing das an zu brennen.

In diesem Augenblick kam die Annakathrin herein. Sie schrie zwar nach Weiberart laut auf im ersten Schreck, aber sie war eine tüchtige, umsichtige Person, wenn es darauf ankam. Es wahrte keine zehn

Minuten, da hatte sie das Feuer bis auf das letzte Zündchen gelöscht.

Nun aber die Gefahr vorbei war, schlug die Aufregung der Annakathrin in hellen Zorn um. Es rührte sie gar nicht, daß der Hannickel ganz zusammengesunken, ganz vernichtet auf seinem Stuhl saß. Sie schalt und schalt.

Sie sagte ihm schließlich, wenn man schon nichts mehr nütze sei auf der Welt, solle man wenigstens nicht anderer Leute Häuser anzünden und — hier war ihr Blick plötzlich auf die beiden schönen Apfel gefallen, die sie heute erst selber geschenkt bekommen hatte — anderer Leute Äpfel stehlen. Ob er sich denn gar nicht schäme? Ob er denn nicht wisse, daß ihn das ins Zuchthaus bringen könne? Sie bleibe keine Nacht mehr unter einem Dache mit „so einem“, dem man alles zutrauen könne. Und

morgen werde sie es den Leuten schon sagen, was man von ihm halten und erwarten könne.

Die Annakathrin ging hinaus, etwas aufgeregt noch, aber ganz zufrieden, daß sie ihm ihre Meinung gesagt und ein bißchen Angst gemacht hätte, dem Tropf. Er hätte ihr wahrhaftig das Haus angezündet, wenn sie noch ein bißchen länger bei ihren Verwandten geplaudert hätte.

Sie machte ihm

schnell seine Abendsuppe zurecht und stellte sie vor ihn hin, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Er sollte nur merken, daß sie böse auf ihn war.

Der Hannickel aß nicht. Er saß noch immer an derselben Stelle und guckte, ohne sich zu regen, mit seinen blöden Augen vor sich hin. Seine Gesichtszüge waren nicht mehr beweglich genug, die halb-bewußten Seelenregungen, die furchtbare Traurigkeit widerzuspiegeln, die in ihm war. Und doch bot er ein Bild verzweifelter Trostlosigkeit.

Wenn er sich doch verteidigen könnte! Aber das war ja bei der Annakathrin unmöglich. Und morgen würde es das ganze Dorf erfahren. Und sie würden alle mit Fingern auf ihn deuten: „Der Hannickel hat beinahe das Haus angesteckt! Der Hannickel hat Äpfel gestohlen!“

Psui Teufel, stehlen!

Der Hannickel war zeitlebens ein leichtsinniger



Es rührte sie gar nicht, daß der Hannickel ganz zusammengesunken auf seinem Stuhl saß.

Kein gewesen. Aber gestohlen, nein, gestohlen hatte er nicht. Niemals. Auch nicht, wenn er nichts zu essen hatte. Da hatte er lieber an die erstbeste Tür geklopft und selten vergebens. Und nun würde es morgen heißen, er habe gestohlen!

Der Hannickel froh. Aber er kroch nicht in sein Bett. Still und starr blieb er auf seinem Stuhle sitzen. Und seine Gedanken begannen zu wandern. Unstet wie Irrenwische leuchteten sie in sein Leben, in seine Vergangenheit hinein. Wie kahl und leer und traurig war doch das Leben!

Wer ihm das gesagt hätte, als er, ein schmucker Burisch, frisch und froh in die Welt hinauszog mit seinen blauen, lachenden Augen, die den Mädchen gefielen! Sie mochten ihn alle gern. Und er scherzte und lachte mit allen und verdrehte ihnen die Köpfe und hatte heute über dem Mariechen vergessen, daß er gestern dem Vabettchen schön getan hatte. Er küßte und lachte und nächte wie ein Schmetterling an allen Blumen, die in seinem Bereich blühten. Und die Mädchen wußten es und nahmen ihn alle nicht ernst.

Ein Hang zum Wanderleben hatte ihn lange in der Welt herumgetrieben. Nun kam er nach langer Wanderschaft hierher zurück wo seine Mutter lange gestorben war. Und sah die Brigitte.

Sie schien ihm schöner als alle die Mädchen, die er geküßt hatte. Aber sie war auch anders, als die anderen, herb und spröde. Eigentlich war sie nicht sein Geschmack. Aber ihr Wesen reizte ihn immerfort. Und wie er einmal, sehr gegen ihren Willen, gemerkt hatte, daß er ihr nicht gleichgültig war und sie ihm so hilflos gegenüberstand, da flammte es mächtig in ihm auf. Er glaubte sie zu lieben, so sehr, daß er keine andere mehr neben ihr sehen würde und alles für sie aufgeben könnte, auch seine Wanderlust, hübsch seßhaft und fleißig werden, sich ein Häuschen gründen und die Brigitte freien.

Es war ein sehr glücklicher, aber ein kurzer Traum gewesen.

Die Brigitte nahm aber auch alles so furchtbar ernst und schwer. Sie konnte ihn kaum lachen hören. Kein sorgloses Lachen! So gern er sie hatte, es war ihm manchmal ordentlich ein bißchen ungemütlich neben ihrer ernsten, strengen Art, und es war ihm wirklich nicht so sehr zu verdienen, daß er eines Sonntags ein bißchen ausknuff und sich einmal gründlich auslachte bei den lustigen Dingen am Brunnen, die ihm so zusetzten mit fröhlichem Spott. Daß er auch noch lachte, als die Amelies, sei's aus hellem Uebermut, sei's aus bewußter Absicht, die Brigitte hergehen würde und daß er sich schließlich verschwor, er werde die Brigitte schon herumkriegen, daß sie ihren Tugendmantel ablege und ein lustiger Kerl werde, wie sie, die eigentlich besser zu ihm gepaßt hätte.

Der Hannickel glaubte zwar selbst nicht, daß er das tun würde. Aber die Brigitte verstand keinen Spaß. Um so weniger, als sie den Hannickel wirk-

lich liebte und viel heißer und inniger liebte, als sie wahr haben und zeigen wollte. Tief verletzt wandte sie sich völlig von ihm ab.

Dem Hannickel aber war nicht mehr wohl in seiner Haut. Um auf andere Gedanken zu kommen, ging er wieder auf die Wanderschaft.

Arbeit fand er genug, weil er ein tüchtiger und geschickter Gejell war. Es ging ihm überall gut und er war meist munter und guter Dinge. Nur zwei Dinge kannte der Hannickel nicht: Aushalten und Haushalten.

Manchmal dachte er, wenn er eine Frau hätte, die das Haushalten für ihn besorgte, das Aushalten käme dann schon von selbst. Aber war's, weil vielseitiger Erfahrungen nach ihn und seine Verbungen keine recht ernst nahm, war's, weil der Gedanke an die Brigitte doch noch festsaß in ihm, es kam zu keinem ernstlichen Verhältnis. Und so wurde der Hannickel allmählich alt und gehörte, so lächerlich er es manchmal selber fand, immer noch zu der jetzt fast ausgestorbenen Zunft der ehrsamten Handwerksburischen.

So lange er nicht gar so alt war, ging er von Ort zu Ort, stückte um geringen Lohn den Bauern ihre handfesten Schuhe und ließ sich von ihnen verköstigen. Mit ihm zog die alte, leichtfertige Frohlichkeit von Haus zu Haus, die es verschmähte Schätze zu sammeln und ihn, wenn er ja einmal ein paar Groschen beisammen hatte, veranlaßte, sie mit irgend-einem bedürftigen Bruder zu teilen. Er mußte ergötliche Sachen zu erzählen, daß alt und jung ihm gern zuhörte und sich auf sein Kommen freute. Und er fühlte sich ganz wohl bei diesem Leben, bis er merkte, daß es mit dem Arbeiten nicht mehr so ging, daß die Freude über sein Kommen in den Häusern geringer ward. Da faßte ihn eine heiße Angst und er versuchte, zu sparen, Geld zu ammenzubringen.

Ach, war das so schwer! Die Bauern zahlten nicht viel. Und das Wenige zerrann ihm immer wieder im Nu unter den Fingern.

So kam es, daß er eines Tages krank und matt vor Hunger auf der Landstraße liegenblieb und in seine Heimat befördert wurde.

Daran dachte der Hannickel nicht gern. An die erste Zeit, die er hier wieder verlebte und alles, alle Menschen so anders gefunden hatte, als früher.

Kühl, verächtlich sahen die meisten an ihm vorüber, und zu spät begann der Hannickel mit Schmerz zu fühlen, was alles in seinem Leben fehlte und gefehlt hatte. Gut war es nur, daß ihn Alter und Not schon ein wenig stumpf gemacht hatten gegen alles, was ihn hier natürlichermaßen bedrückte, sonst hätte er es wohl nicht fertiggebracht, so der Brigitte unter den Augen herumzugehen.

Die Brigitte war ledig geblieben, weil sie den lustigen Hannickel nicht vergessen konnte. Aber sie hätte das keinem eingestanden. Sie sah nur verächtlich auf alle herab, die sich ihr nähern wollten, und war so herb und stolz geworden, daß bald keiner mehr mit ihr anzubinden suchte.

Jetzt war die Brigitte aber auch schon ein altes, vergrältes Weibchen, wenn auch noch rüstig und gut beim Zeug. Sie war wohlhabend. Und sie war gut. Ihre Verwandten konnten davon erzählen.

Ei, wie gut hätte es der Hannickel bei ihr haben können! Mit manchem groben Späßchen hatten die Leute es ihm schon gesagt seit er daheim wieder untergetrocken war als — Ortsarmer. Er hatte es in seinen jungen Jahren so toll getrieben, daß die Altersgenossen seine tausend im Grund meist so harmlosen Abenteuer im Gedächtnis behalten und den Jungen überliefert hatten. Darum war Hannickel der Brigitte anfangs möglichst aus dem Weg gegangen. Hernach aber war er so stumpf geworden, daß er auch an ihr gleichgültig vorüberging. Es würde doch einmal ein Ende nehmen, das Leben, das so nutz- und zwecklos geworden war.

Das alles zog so halbbewußt an der Seele des Hannickel vorüber, wie er da in seinem wieder ganz kalt gewordenen Stübchen saß und die hilflose Verzweiflung in sich fühlte darüber, daß die Leute morgen in ihm einen gemeinen Dieb und Brandstifter sehen und mit Fingern auf ihn deuten würden und spotten und schelten, wie es die Annakathrin getan.

Was ihm in all seinem Elend noch nicht gekommen war, auf einmal wünschte er sehnlich, daß er sterben möchte. Ein würgendes Schluchzen stieg in seine Kehle. Und auf einmal stand er auf, nahm seinen Stock und ging leise aus der Stube. Scheu sah er um sich, ob die Annakathrin ihm nicht in den Weg trete. Die Haustüre war noch unvergeschlossen, und ungehindert gewann er die Straße. Ungehindert wanderte er durch das Dorf, an all den erleuchteten Fenstern vorbei, dahinter die Leute jetzt wohl beim Abendessen saßen und sich erzählten, daß der Herr Pfarrer so schön gepredigt habe und daß der alte Hannickel auch in der Kirche gewesen sei und immer mit offenem Munde in die Lichter gestarrt und so komisch mit dem Kopfe gewackelt habe.

Der Hannickel wußte nichts davon. Er hatte nur das Gefühl, daß die da drinnen alle warm hätten, und ihm war so bitter kalt. Bis ins Mark hinein froh er. Aber er ging unbeirrt weiter und bog schließlich von der Straße ab, auf schmalen Pfad dem Mühlbach zu.

Es war grimmig kalt und der Mühlbach war auf große Strecken fest zugefroren. Nur wo er ein besonders starkes Gefälle hatte, gliterten die eiligen Wellchen zwischen den vereisten Ufern im Mondlicht silbern auf. Dahin strebte der Hannickel.

Mußte es denn sein, daß er in das eilige Wasser hineinging? Wäre es nicht ebenso sicher, wenn er sich da ans Ufer setzte?

Er schüttelte den weißen Kopf und ging vorwärts, auf das offene Wasser zu.

Da ergriß ihn plötzlich von rückwärts eine feste Hand und zog ihn ruhig, aber energisch auf festen Boden zurück. Aufschauend sah der Hannickel in das Gesicht eines ihm fremden Mannes.

Es war der Arzt aus dem nahen Städtchen, der

von einem Krankenbesuch im Dorfe kommend, von der Straße aus dem Gebaren des alten Mannes gefolgt war und seine Absicht erraten hatte. Schwerhörig, wie der Hannickel war, hatte er in seiner Verjüngtheit den hinter ihm herkommenden Wagen nicht beachtet.

Der Arzt bejaunt sich, was er mit dem Hannickel anfangen sollte.

Seinen Augenblick erwog er, ob er ihn nicht in seinem Wagen mitnehmen sollte. Es ging nicht gut. Er mußte eilig zu einem Kranken, und was sollte man dort mit dem fremden alten Mann anfangen?

„Jetzt gehen Sie sofort heim,

lassen sich ein Glas Glühwein oder einen kleinen Grog machen und legen sich ins Bett,“ sagte er schließlich mit der ruhigen Bestimmtheit des Arztes, der gewohnt ist, daß man seine Anordnungen befolgt, indem er ihn sorglich auf die Straße zurückführte und ihm ein blankes Fünfmarsstück in die Hand drückte. „Haben Sie mich verstanden? Wir haben vierzehn Grad Kälte, Sie wollen doch nicht erfrieren hier draußen?“

Der Hannickel sah fassungslos auf das große Geldstück in seiner Hand. Was er sonst so gut konnte, wenn er am Neujahrstage seine armseligen Geschenke einsammelte, das Danken, vergaß er. Er nickte nur immerfort mit dem Kopfe und machte gehorsam kehrt. Das Geldstück in der Hand, einen Ausdruck dumpfen Staunens im Gesicht ging er mit steifen, müden Schritten dem Dorfe zu.

Der Doktor nickte zufrieden vor sich hin und hatte bald über der Sorge um seine Wöchnerin den Hannickel vergessen. Er ließ sein Pferd ausgreifen und im Nu war der Wagen um die nächste Wegbiegung verschwunden. Der Hannickel aber hatte ein merkwürdiges Erlebnis.

Während er die kurze Strecke zum Dorfe humpelte, saun er angestrengt nach, was er nun beginnen sollte. Das Denken wurde ihm schwer, so



Auffschauend sah der Hannickel in das Gesicht eines ihm fremden Mannes.

schwer wie das Gehen, es war alles an ihm wie eingefroren. Aber von dem großen, schönen Silberstück in seiner Hand, wie er lange, lange keins mehr befehlen, ging etwas aus, das ihn zwang und seine Kräfte anspannte, etwas Verheißungsvolles, etwas, das ihm neuen Mut gab.

Wenn er sich wirklich einen Grog geben ließ? Im Wirtshaus, wo die Jugend bis zur Mitternachtsstunde tanzte und fröhlichen Unsinn trieb? Dort wußte man ja noch nichts von dem, was die Anna-kathrin morgen erzählen würde. Ach, wie köstlich warm würde er durch die Kehle gleiten und die halberfrorenen Glieder wärmen!

Morgen — an das Morgen wollte er nicht denken. Wozu? Das kam früh genug von selber. Tapfer schritt er vorwärts, daß sein Stock laut knirschte in dem hartgefrorenen Schnee. Da hörte er plötzlich von einem in die Straße mündenden Seitenwege her das jammernde Rufen einer Frauenstimme.

Es kam ihm anfangs nur undeutlich zum Bewußtsein und er versuchte es zu ignorieren. Aber es störte doch ernstlich seinen Gedankengang, der sich zuletzt, je mehr er froh, immer eifriger um das Glas mit der köstlichen heißen Flüssigkeit gedreht hatte. Und endlich hatte er begriffen, daß hier jemand auch in Not war und um Hilfe rief.

Da packte es ihn, daß er stehenblieb und im hellen Mondlicht Umschau hielt. Und als er gar nicht weit entfernt etwas Dunkles im Schnee am Boden lauern sah, stapfte er, so eilig er konnte, darauf zu und erkannte in dem Weiblein, das da jammernd am Boden saß, die Brigitte.

Die einstmals seine Brigitte gewesen war!

Die Brigitte machte ein halb klägliches, halb abweisendes Gesicht, als sie diesen Netter sah. Aber ihre Not war zu groß, als daß sie andere als die nächstliegenden Gedanken aufkommen ließ. Seit einer Stunde lag sie hier in Schnee und Eis auf der Erde, unfähig sich zu erheben und nach Hause zu gelangen.

Sie war vom nächsten Dorfe, wo sie Verwandte besucht hatte, nach Hause gegangen und hatte, rüstig und gut zu Fuß, wie sie trotz ihrer weit über achtzig Jahre noch war, für die letzte kurze Wegstrecke die

Begleitung abgelehnt. Und nun mußte ihr, der immer Sicherem, passieren, daß sie ausglitt und ein Bein brach.

Natlos, hilflos sah der Hannickel sie an.

Er war zu schwach, zu zitterig, um ihr wirksam helfen zu können. Er wollte ins Dorf gehen und ihr Hilfe schicken, meinte er.

Aber der Brigitte dünkte nichts schrecklicher als abermaliges Warten. Sie meinte, die Schmerzen und die Kälte nicht länger ertragen zu können, und sie meinte vielleicht, der Hannickel werde vergessen, ihr Hilfe zu senden, und sie werde erfrieren. Sie klammerte sich fest an seinen Arm und versuchte aufzustehen.

Der Hannickel griff auch helfend zu. Aber es gelang nicht. Er stand selber so wackelig auf den Füßen, und seine Arme und Hände waren so steif und

kraftlos. Seufzend und weinend sank Brigitte auf den Boden zurück. Da kniete der Hannickel mühsam in den Schnee nieder und stemmte sich mit den Händen fest. Und nun hielt er stand und die Brigitte konnte sich an ihm aufrichten. Mit großer Anstrengung arbeitete er sich seinerseits auch wieder auf die Füße und nun begann ein unendlich mühsames Wandern.

Die Brigitte hielt sich krampfhaft an ihm fest. Und so wenig

schwer ihre Person war, der Hannickel leuchte doch vor Anstrengung und schleppte sich und sie nur mit Anspannung der letzten Kräfte.

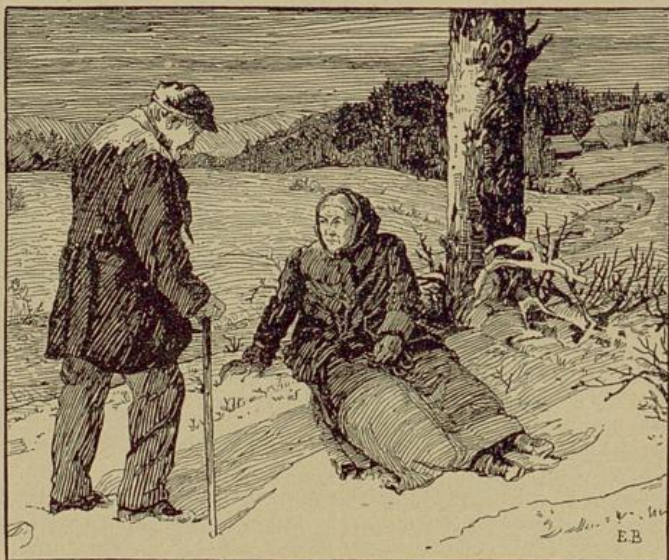
Die Brigitte merkte es kaum. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Vor Schmerz standen ihr trotz der Kälte die hellen Schweißtropfen auf der Stirn.

Langsam wankten die beiden vorwärts. Ein bißchen näher waren sie den Lichtern des Dorfes doch schon gekommen.

Es war gewiß nicht weit. Aber es reichte doch nicht. Schmerz und Anstrengung waren zu groß. Brigitte ließ sich zu Boden gleiten und meinte leise.

Da kniete der Hannickel wieder vor sie hin und jagte, er wolle sie auf den Rücken nehmen und heimtragen.

Brigitte wollte nicht. Aber der Hannickel stand



Er erkannte in dem Weiblein die Brigitte.



Wann soll **Sanatogen** gebraucht werden?

1. Bei allen Krankheiten. Hier hilft Sanatogen dem Arzte, den Organismus des Patienten so zu stärken, daß er sich gegen das Uebel zu wehren imstande ist;
2. nach allen Krankheiten und Operationen. In der Genesungszeit ist Sanatogen das beste Mittel, dem Körper seine frühere Frische zurückzugeben;
3. in Zeiten besonderer Aufregungen oder Anstrengungen, während der Schwangerschaft usw. Sanatogen schafft einen Kräftevorrat, aus dem jeder Mehrverbrauch an Nerven- und Körperkraft ersetzt werden kann.

Seinen Zweck erreicht Sanatogen, indem es dem Organismus gerade die Stoffe in reinster Form zuführt, aus denen sich die Körperzellen und das Nervengewebe bilden und ersetzen.

Näheres über Wesen, Wert und Wirkung des Sanatogens, sowie das Urteil der Aertzwelt erfährt man aus Druckschriften, die von den Sanatogen-Werken, Berlin SW 48/L., jedem kostenlos und portofrei zugesandt werden, der durch Postkarte darum ersucht.

Siehe Rückseite!

Mehr als 18000 Aerzte

darunter die bedeutendsten Forscher und Hochschulprofessoren, haben

SANATOGEN

in Abhandlungen und schriftlichen Mitteilungen glänzend begutachtet und empfohlen. So schreibt z. B.

Seine Exzellenz Prof. Dr. von Tobold, Berlin:

„Sanatogen hat sich bei meinen Patienten, welche in der Ernährung wesentlich gelitten hatten und körperlich heruntergekommen waren, in hervorragender Weise bewährt. Der Appetit steigerte sich merklich, und darauf trat eine erfreuliche Zunahme des Körpergewichtes ein.“

Über die Wirkung des Sanatogens auf das Nervensystem urteilt

Herr Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Neisser, Breslau:

„. Meine bisherigen Erfahrungen mit Sanatogen, namentlich bei schlechten Essern und Neurasthenikern, waren sehr günstig.“

Von den zahlreichen Attesten über die Bedeutung des Sanatogens im Kampfe gegen die Tuberkulose sei nur das Nachstehende angeführt:

Herr Oberstabsarzt a. D. Dr. med. von Hahn, Spezialist für Lungenkrankheiten, früher in Sülzhayn, jetzt Görbersdorf, schreibt:

„Ich teile Ihnen ergebenst mit, daß ich Sanatogen sehr gerne und mit gutem Erfolge bei Lungenkranken mit schwachem Magen anwende.“

Wie segensreich Sanatogen in solchen Fällen wirkt, wo der Körper durch Operationen geschwächt war, darüber schreibt u. a.

Herr Prof. Dr. Dührssen in Berlin:

„Sanatogen hat mir zur Kräftigung des geschwächten Organismus vor und nach Operationen wertvolle Dienste geleistet.“

Auch bei Frauenleiden hat sich Sanatogen als Kräftigungsmittel glänzend bewährt.

Herr Hofrat Dr. M. J. Wehle in Dresden berichtet:

„. . . Ich habe bei mehreren Patientinnen, die an nervöser Schwäche und Anämie (Blutarmut) litten, mit der Darreichung von Sanatogen sehr gute Erfolge erzielt.“

Kurzum, Sanatogen ist eben in den mannigfachsten Schwächezuständen das richtige Kräftigungsmittel, weil es, wie gesagt, das Übel in seinem Ursprung bekämpft. Das kommt auch in zahlreichen ärztlichen Äußerungen zum Ausdruck. So schreibt

Herr Geh. San.-Rat Dr. Oskar Mylius, Rathenow:

„Es steht fest, daß Sanatogen ein ganz vorzügliches, leicht verdauliches, gut bekömmliches Mittel ist und nicht allein bei schwacher Magenbeschaffenheit, sondern auch allgemein auf Blutbildung und Ernährung so vorteilhaft wirkt, wie kaum ein anderes Präparat.“

Wem daher daran gelegen ist, im Daseinskampfe nicht zu unterliegen, der unterrichte sich näher über Wesen und Wirkung des Sanatogens. Schriften, die ihm diese Möglichkeit bieten, werden kostenlos und portofrei zur Verfügung gestellt.

Sanatogen ist erhältlich in jeder Apotheke und in jeder Drogerie
in Packungen zu Mk. 1.65 bis zu Mk. 15.—

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange von den Sanatogen-
Werken, Berlin SW 48.L., mittels Postkarte direkte Zusendung
einer Gratisprobe.



nicht eher auf, als bis sie ihre Arme fest um seinen Hals gelegt hatte.

Taumelnd, unendlich mühsam erhob er sich mit Hilfe seines festen Stockes. Aber dann ging es eigentlich über Erwarten.

Den Stock in der einen, das Geldstück immer noch wie einen Talisman in der andern Hand, wankte er mit seiner Last dahin.

Es war auf einmal ein eiserner Wille in ihm wach geworden. Dem mußte der alte, schwache Körper gehorchen.

Er überlegte auch ganz sicher. Bis an das Haus der Brigitte reichte es nicht. Aber zu einem der ersten Häuser des Dorfes, darin ihre Schwester wohnte, würde er es zwingen.

Und er zwang es, obwohl bei jedem Schritte die wankenden Knie einzuknicken drohten. Eben hatte er mit seiner Bürde den an die Wohnung grenzenden Hof erreicht, als ihm ein Trupp ausgelassener junger Burschen entgegenkam, die wohl im Begriff waren, ihre Mädchen zum Tanz abzuholen.

Ob denen nun einmal etwas erzählt worden war von dem Verhältnis der beiden vor langer, langer Zeit oder ob es nur ein zufälliges Eingeben des durch allerhand Silvestergetränke schon gesteigerten Mutwillens war, es rief plötzlich einer aus der Gesellschaft laut lachend: „Si seht doch, der Hannickel hat sich auch sein Schächchen geholt. Das ist meiner Seel' ein feines Pärchen!“

Der Hannickel hörte den Spott nicht. Er war zu völlig in Anspruch genommen und erschöpft, um noch auf irgend etwas von außen zu achten. Die Brigitte aber ließ sich plötzlich von seinem Rücken heruntergleiten, als wollte sie sich auf ihre Füße stellen, sank aber alsbald mit ächzendem Wehlaut zu Boden.

Nun sahen die Burschen, daß da etwas Ernstliches passiert sein mußte, und das änderte für den Augenblick ihre Stimmung vollständig. Sie sprangen herzu, hoben die Verunglückte auf und führten und trugen sie ganz sorglich und manierlich ins Haus hinein. Einer erklärte sich sogar ganz von selbst bereit, dem Doktor entgegenzulaufen, den sie vor einer halben Stunde durchs Dorf hätten fahren sehen nach dem Nachbarorte und der nun sonst vielleicht einen andern Heimweg wählen würde. Die andern gingen alsbald wieder ihren Vergnügungen nach. Weiter konnten sie ja der Brigitte doch nicht helfen.

Um den Hannickel hatte sich noch kein Mensch weiter gekümmert. Er stand, schwer atmend, noch mitten auf der Straße, wo die Brigitte zu Boden gegelitten war, bis die jungen, kräftigen Arme sie müheelos ins Haus geschafft hatten. Dann humpelte er, ohne klar zu wissen, was er tat und wollte, langsam hinterdrein. Einer Belohnung wegen tat er's gewiß nicht, obwohl er seit Jahren gewohnt war, kleine Dienste für die geringfügigsten Belohnungen zu tun. Es war eher ein dumpfes, mißfühlendes Interesse, wie es der Brigitte weiter erging. Dann kam ihm mit einemmal eine große Traurigkeit darüber, daß sich so gar niemand um ihn kümmerte.

kein Mensch ihm ein Plätzchen bot, daß er seine zitternden Knie ein wenig ruhen lassen konnte.

Ein warmes Plätzchen hinterm Ofen! O, wie sehnte er sich danach! Und auf einmal wußte er es ganz deutlich, noch viel mehr sehnte er sich nach einem warmen, freundlichen Wort, nach einem Menschen, der ihn ein bißchen lieb hatte.

Hannickel setzte sich im dunkeln Hausflur auf die Treppe, die zum Oberstock führte. Er mußte ein wenig niedersitzen, seine Füße trugen ihn nicht mehr.

Und er sah die Frauen des Hauses aus- und einlaufen und hörte die Brigitte weinen und stöhnen, und hörte, daß es wohl ein sehr böser Bruch sei, aber der Doktor Martin sei gar geschickt, der werde die Geschichte schon wieder zurechtkriegen. So trösteten sie die Brigitte und taten alles, was sie wußten und konnten, ihr zuliebe und zur Erleichterung.

Sah denn keine den alten Mann, der da wie ein Häuflein Elend auf der Treppe kauerte?

Ihn schüttelte nach all der Aufregung und Anstrengung plötzlich ein starker Frost.

Hier konnte er nicht sitzenbleiben. Hineingehen zu der Brigitte mochte er auch nicht. Er konnte sie auch nicht mehr stöhnen und jammern hören. So erhob er sich endlich mühsam und wankte aus dem Hause.

Mechanisch wollte er den Weg zu seinem Domizil, dem Hause der Annakathrin, einschlagen. Da entsann er sich plötzlich mit schreckhafter Deutlichkeit alles dessen, was heute abend dort geschehen war. Wie würde die Annakathrin ihn empfangen, nachdem sie so lange auf ihn gewartet und das Haus nicht hatte schließen können!

Nein, nicht dorthin zurück!

Der Hannickel stand und sann. Und plötzlich wandte er sich und schritt mit tiefgesenktem Kopfe und schlotternden Knien den Weg zurück, den er mit der Brigitte gekommen war.

An der Stelle, von der er sie zuerst gesehen und ihren Hilferuf gehört hatte, stand er einen Augenblick schwer atmend still. Dann schüttelte er den weißen Kopf und ging weiter zu den Erlen am Mühlbach, von da ihn der Arzt vorhin auf die Straße zurückgezogen hatte. Die glasklaren Wellchen glitten noch immer eifertig zwischen den vereisten Ufern dahin. Der Hannickel holte sein rotes Schnupstuch aus der Tasche und band das schöne Geldstück, das der Doktor ihm geschenkt hatte, hinein. Dann befestigte er das Tuch an seinen Stock und hatte diesen fest an dem kahlen Gezweig einer Erle. Ein so hoher Schatz erschien ihm das Geld, daß es sündhaft gewesen wäre, es mit in das nasse Grab zu nehmen.

Und wie vorhin, ganz ruhig, ohne sich nur noch einmal umzusehen, stieg der arme, alte Hannickel in die eiskalte Flut, ließ sich von ihr umreißen und forttragen. Und es war doch so furchtbar traurig, daß es nicht soviel Wärme in der Welt gab, als dieser armselige Mensch gebraucht hätte, um in Frieden das Ende seiner Tage zu erwarten.

Der Doktor war inzwischen zu der Brigitte gekommen.

Er richtete das zerbrochene Glied zurecht und ordnete alles an, was man zu ihrer Erleichterung tun konnte. Und die Frauen des Hauses eilten geschäftig ab und zu. Ein jedes suchte der Brigitte etwas zu Liebe zu tun, daß sie bald ganz gerührt und zufrieden in ihrem Bette lag und der Hoffnung Raum zu geben begann, es könnte doch alles wieder heil und gut werden.

„Wie sie denn nach Hause gekommen wäre,“ fragte der Arzt, schon im Fortgehen begriffen.

Da schoß der Brigitte plötzlich ein heißes Rot in die alten Wangen. Sie schämte sich, daß sie in ihrer Not den armen Hannickel so ganz vergessen hatte, und sagte stotternd, daß sie ihn hereinholen müßten, daß sie ihm danken müßte.

Aber der Hannickel war nicht mehr da.

Sie schickten in die Wohnung der Annakathrin, weil die Brigitte es so haben wollte. Aber die Boten kamen mit dem Bescheid zurück, der Hannickel sei schon seit ein paar Stunden fort und die Annakathrin habe gesagt, er solle ihr nur lieber gar nicht wiederkommen, nachdem er solche Sachen angestellt habe, wie heute Abend. Sie werde morgen zum Bürgermeister gehen und ihm sagen, sie möchten ihn unterbringen, wo sie wollten, sie behalte ihn nicht mehr. Sie wolle sich nicht zu Tode ängstigen in ihrem eigenen Haus. Das sagten sie auch dem Doktor, der ihnen begegnete und einen Augenblick sein Pferd angehalten hatte. Und da er's gehört hatte, wendete er, ohne ein Wort zu sagen, sein Pferd und fuhr noch einmal zurück, dahin, wo er vor ein paar Stunden das arme, verzweifelte Menschenkind vom Rande des Todes zurückgezogen hatte. Er sah nichts vom Hannickel, keinen Menschen weit und breit und wollte schon umkehren, brummend über sich selbst und den unnützen Zeitverlust. Da gewahrte er den Stock und das Taschentuch mit dem Silberstück darin, das der Hannickel so sorglich vor dem Untergang geschützt hatte, und sein Auge wurde feucht vor Mitleid mit dem unglücklichen, alten Mann.

Es war Frühling im Land. Ein selten schöner Frühling, wie er, dem Volksglauben nach, immer nur nach den kältesten Wintern kommt. Die Weiden und Himmelschlüßelchen blühten und die Vögel sangen.

Da ging die Brigitte zum erstenmal, seit sie das Krankenlager verlassen, den Weg, den sie am Silvesterabend gegangen war, zu ihren Verwandten im Nachbardorf.

Sie ermüdete noch ein wenig leicht, sonst ging es aber wieder ganz ordentlich.

Und die Brigitte war zufrieden und weichgestimmt. Sie hatte soviel Liebe genossen unter ihren Angehörigen. Aber es lag ihr immerfort noch etwas auf dem Herzen. Darum hatte sie den für sie immer noch weiten Weg heute allein unternommen. Sie kam auf diesem Wege am Friedhof vorbei. Und schon, als täte sie etwas, das niemand sehen dürfte, ging sie hinein und suchte des Hannickels Grab. Und als

sie es fand, ging ein großer, tiefer Schmerz durch die Seele des alten Weibleins.

Des Hannickels Grab, auf dem die rauhe, steinige Erde noch lag, wie der Totengräber sie daraufgeschaufelt hatte, auf dem nicht das bescheidenste Kränzlein lag und auch nicht ein einziges Blümchen sproßte, sah auch gar so traurig aus inmitten all der Grabstätten, die wie blühende Gärtlein eins neben dem andern lagen.

Die Brigitte ging heute nicht zu ihren Verwandten.



Sie legte den Kranz auf das einsame Grab.

Sie ging am Wiesenrand entlang und bückte sich wohl hundertmal und sammelte ihre Schürze voll Blumen und Grün. Daraus wand sie einen kunstlosen Kranz. Den legte sie auf das einsame Grab und ein Tränlein fiel warm und lind darauf nieder.

Und eines Tages fanden die Leute, daß des Hannickels Grab nicht mehr öd und kahl dalag zwischen all den blühenden Gärtlein. Die Brigitte pflegte und hütete und schmückte es in Treuen, bis man sie auch auf dem Friedhof zur Ruhe betete. Und sie schämte sich ihres Tuns nicht.

Das Verbot des Khorang.

Eine arabische Erzählung von R. Münchgesang.

Der Imam Abd-Nuwas der Gerechte saß in seinem Hause und rauchte sein Nargileh mit Seelenruhe, als der Muezzin Madjnu der Eiferer, mehrere leere Flaschen unter dem Arme, in sein Zimmer trat. „Salem aleikum, du Zierde des Paradieses!“ sagte er mit tiefer Verbeugung. „Allah möge dich reichlich mit seiner Gnade bedenken!“

„Allah segne deinen Tag,“ antwortete Abd-Nuwas und fragte hierauf: „Was führt dich zu mir? Was willst du mit den Flaschen?“

„Ach Herr,“ begann der Muezzin, „es wird mir sauer, eine schwere Anklage vorbringen zu müssen